

Rückzugskämpfe in Serbien

Autor(en): **Frank, H. K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **125 (1959)**

Heft 2

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-37809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bei allen diesen äußeren Hilfen, welche der Verbesserung der Ausbildung des Feldweibels und der Hebung seiner Stellung dienen, darf nicht vergessen werden, daß auch im Bereich des Feldweibels in erster Linie dessen *Persönlichkeit* entscheidend ist. Denn allein von der Persönlichkeit hängt es ab, ob er sich auch unter den veränderten und unendlich erschwerten Verhältnissen eines Krieges, welche die Äußerlichkeiten zur Bedeutungslosigkeit herabsinken lassen, behaupten kann. Das Postulat der Kommission des Feldweibelverbandes, die Förderung der Persönlichkeit des Feldweibels müsse das Hauptanliegen der Kommandanten aller Stufen sein, darf daher auch im vorliegenden Zusammenhang wiederholt und mit allem Nachdruck unterstützt werden.

Rückzugskämpfe in Serbien

Von H. K. Frank

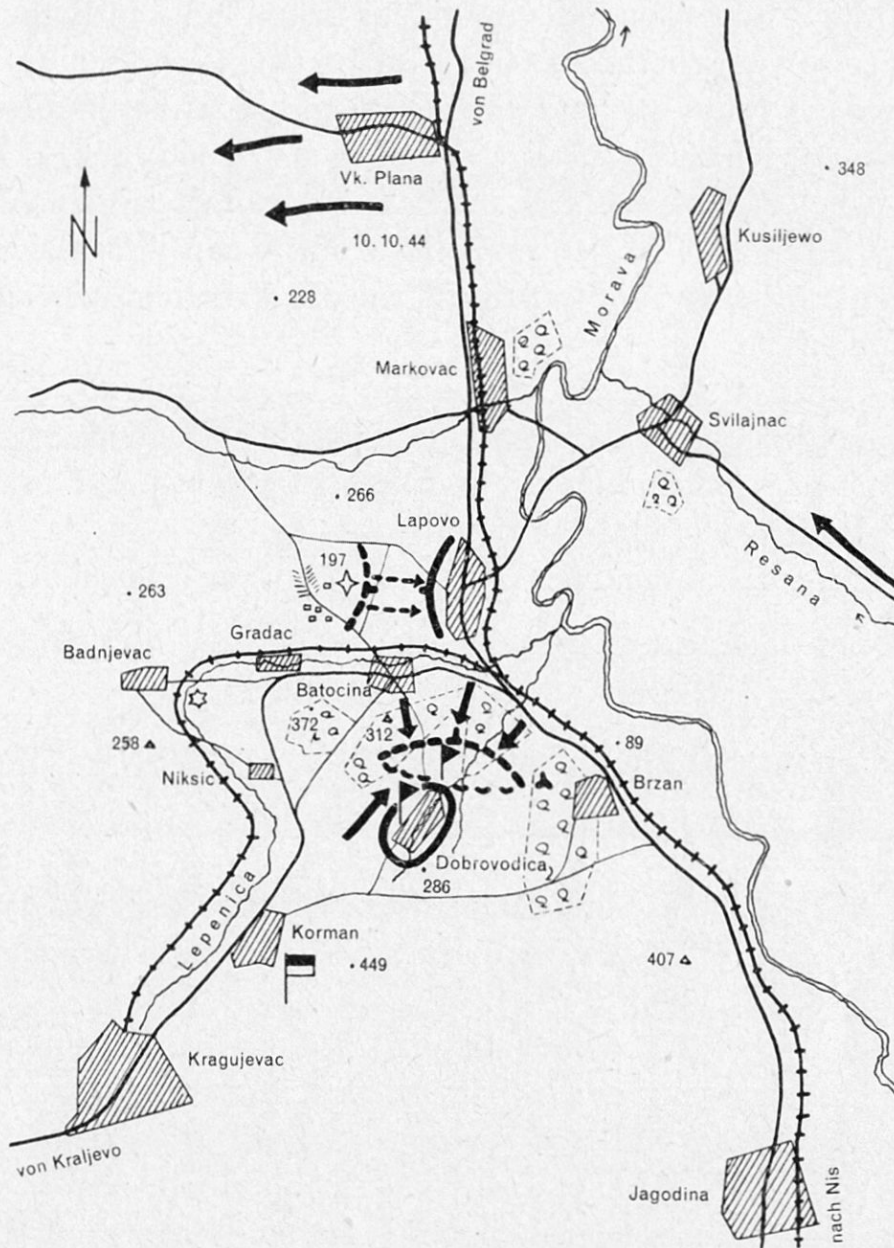
I.

Kalter Ostwind fegt über das Gelände der Lepenica-Höhen westlich des Moravatales bei Markovac-Lapovo (südlich Belgrad). Die deutschen Soldaten auf der langgestreckten, flach zum Fluß hinab abfallenden Höhe 197, westlich Lapovo, dem Eisenbahnknotenpunkt Belgrad-Nisch und Belgrad-Kraljewo frösteln in dieser Oktobernacht des Jahres 1944 in ihren feuchten Erdlöchern, die sie sich mühsam gegraben haben. Die Tropenuniform, in der sie gestern erst aus Albanien hierher gekommen waren, bieten keinerlei Kälteschutz. Mißmutig versuchen sie sich warm zu reiben. Mit einer gewissen Sehnsucht denken sie dabei zurück an die vergangenen Monate im Lande der Skipetaren; in den Karstbergen waren seither mit der Kapitulation Rumäniens und Bulgariens recht turbulente Verhältnisse eingetreten.

In Kukes, einem Prefekturstädtchen Albaniens, dort gelegen, wo der Schwarze und der Weiße Drin zusammenfließen, hatte das Bataillon überraschend den Befehl erhalten, sich durch das stark bandenverseuchte Gebiet bis Urosvac, der nächsten Bahnstation durchzuschlagen, zu verladen und nach Belgrad zu fahren. Mit dem ersten Transportzug waren der Stab und die 7. und 8. Mg.Kompagnie nach Norden gerollt. Ihnen sollten die 5. und 6. Kompagnie mit dem nächsten Zug folgen.

Im Bahnhof Kragujewac war der Zug angehalten worden. Beim Bahnhofsoffizier hatte der Major erfahren, daß die Sowjets bereits den Bahnhof Lapovo besetzt und damit die Bahnverbindung vom Süden nach dem Norden, die so ungeheuer wichtig für die deutschen Truppen war, blockiert hatten. Nur etwa 15 Kilometer liegt Lapovo von Kragujewac entfernt. Während der Zug eilig entladen wurde, hatte der Bataillonskommandant

mit dem Standortkommandanten Verbindung aufgenommen. Dabei hatte er den Auftrag erhalten, Lapovo anzugreifen und freizukämpfen. Alle noch aus dem Süden heranrollenden Truppen sollten ihm dazu zugeführt und



unterstellt werden. Außerdem wurden sämtliche beim Feldzeugpark befindlichen Geschütze zu diesem Zweck mit allen verfügbaren Soldaten unter Führung von Feuerwerkern bemannt und eingesetzt.

Mit sehr gemischten Gefühlen waren die alten Frontsoldaten auf die bereitstehenden Lastkraftwagen gestiegen und zunächst dem Fließchen Lepenica folgend auf der verhältnismäßig guten Straße über Korman-Niksic bis Gradac vorgefahren. Sie wußten, was es hieß, nun wieder den altbekannten Feind aus dem Osten vor sich zu haben, gegen den sie vom

Bug bis zur Wolga in stetem Einsatz gewesen waren, einem Einsatz, der sein bitteres Ende in den letzten Januartagen 1943 gefunden hatte, als mit Stalingrad die gesamte 6. deutsche Armee verloren ging.

In Gradac kletterten sie von den Fahrzeugen und empfingen Verpflegung. Der Major fuhr währenddem vor zur Erkundung. In Batocina bekam er Feuer. Ein sowjetischer Panzer und Infanteristen schossen auf ihn. Nun wußte er, wo der Feind war und, heilgeblieben wie seither in diesem Kriege immer, war er wieder zurückgefahren. Auf Grund der Erkundungsergebnisse faßte er den Entschluß, die Höhe 197 sofort mit seinen Männern in Besitz zu nehmen. Von der aus sollte dann, wenn infanteristische Verstärkung eingetroffen war, der Angriff auf das stark feindbesetzte Lapovo geführt werden.

Wie so oft schon in diesem unsinnigen Kriege waren die Kompagnien dann vorgegangen, weit auseinander gezogen, licht gegliedert, mit großen Abständen und Zwischenräumen von Mann zu Mann, jede Deckung, auch die kleinste Bodenwelle und -vertiefung ausnützend.

Wenn Granaten einschlugen, ließen sie sich zur Erde fallen. War der Splitterregen verrauscht, gingen sie weiter, stetig, ruhig, wie selbstverständlich auf die befohlene Höhe vor ihnen zu.

Der Major war bei ihnen. Mal da, mal dort. Als erster war er mit seinem Melder auf der Höhe. Dort stand inmitten der Weinstöcke, durch deren rötlich gefärbtes Laub die reifen Trauben schimmerten, ein einzelnes Haus. Es mochte der Sommersitz eines reichen Serben sein. Gerne hätte Major Frei dort seinen Gefechtsstand eingerichtet. Aber ebenso wie einzelne Gebäude gerne dazu verleiten, ziehen sie auch das feindliche Feuer auf sich. Sie sind daher zu meiden.

Während die Männer des Bataillonsstabes in einem Hohlweg warten, durchsucht der Major mit zwei Meldern das Landhaus. Alles deutet darauf hin, daß es fluchtartig verlassen worden ist. Kein Mensch hält sich mehr darin auf. Bald stellen sie fest, daß das Dach durchschossen ist. Eine olivgrüne 8-cm-Wurfgranate liegt in einem Raum auf einem Bett. Unbedenklich wirft sie Frei aus dem Fenster. Dann erkundet er durch Beobachtung.

Das Gelände ist zur Durchführung des Kampfauftrages sehr ungünstig. Übermannshoher Mais bedeckt den Höhenzug. Einzelne Obstbäume stehen unregelmäßig, wie spielerisch an ihren Platz gesetzt, in den weiten un-abgeernteten Feldern. Es war nicht möglich, geeignete Stellungen zu finden, aus denen Feuerschutz durch schwere Maschinengewehre für die auf Lapovo vorgehende Schützenkompagnie gegeben werden konnte. Mißmutig schüttelte der Chef der Maschinengewehr-Kompagnie den Kopf. So bleibt nichts anderes übrig, als die Mg. einzugliedern und sie mit den Grenadieren

gleichzeitig soweit vorgehen zu lassen, bis sich ihnen Schußfeld bot. Diese Art der Verwendung und des Einsatzes der schweren Mg. fand schon im Rußlandfeldzug häufig Anwendung. Einen Zug – vier Mg. und zwei schwere Granatwerfer – hält Frei als Reserve zurück. Kein Truppenführer sollte jemals alle seine Kräfte einsetzen. Eine Reserve ist auf jeden Fall zu bilden und soweit vom Feind entfernt bereitzuhalten, daß sie dem Abwehrfeuer nicht unmittelbar ausgesetzt ist.

Nun geht die 7. Kompanie zügig vor. Der Feind scheint ihre Bewegung in dem bedeckten Gelände noch nicht erkannt zu haben. So erreicht sie schnell und ohne Verluste den Westrand Lapovos. Sie dringt schnell in die Häusergruppen ein und strebt der Bahnlinie zu, die in der Ortschaft einen sanften Bogen von Dorfrand zu Dorfrand nach Osten beschreibt. Dies aber wirkt sich nun sehr unangenehm aus.

Als die Grenadiere an den Häuserwänden vorwärts drängen, prasselt plötzlich Gewehr- und Mg.feuer auf sie nieder. Handgranaten detonieren und sowjetische Maschinenpistolen hacken. Wurfgranaten krepieren auf den teilweise gepflasterten Straßen und Urräh-Geschrei erklingt dazwischen. Überall leistet der vorzüglich getarnte Feind heftigen Widerstand. Aus Fenstern, Kellern, Dachlucken, von Bäumen und aus Büschen, hinter Hausecken und Bretterzäunen schießt der Gegner. Damit hat sich der Angriff festgelaufen. Mutig wehren sich die Grenadiere. Trupps von drei bis fünf Mann nehmen einzelne Häuser, erledigen Baum- und Heckenschützen und bilden kleine Stützpunkte. An anderen Stellen fliegen Spaten auf Helme und klatschen Kolben auf Schultern. Handgranaten werden hin- und hergeworfen. Maschinenpistolen räumen Feindnester aus und Leuchtpatronen, durch die Fenster geschossen, jagen zischend und verderbend durch Kellerräume, bis ihre Antriebskraft endet und der Magnesiumsatz verglüht ist.

Dann aber muß die Kompanie zurück. Zögernd nur und unter gegenseitigem Feuerschutz, der noch manchem Sowjetsoldaten das Leben kostet, kämpfen sich die Männer rückwärts, hinauf auf die Höhe 197, in ihre Ausgangsstellungen.

«Der Teufel hole dieses verdammte Nest und den Iwan darin dazu!» flucht der Zugführer, Feldweibel Adam, kernig und meint es ehrlich. Sein Kompanieführer fügt bei: «Solange die beiden anderen Kompanien nicht heran sind, ist es kaum zu schaffen.»

Frei fordert Artilleriefeuer für den nächsten Morgen an. Da man in Kragujewac auf nochmaligem Angriff und der Wiedergewinnung Lapovos besteht, wird es ihm unbeschränkt zugesagt.

Grübelnd verbringt er die Nacht in seinem naßkalten Loch. Seine Ge-

danken kreisen um die Gesamtkriegslage auf dem Balkan. Heute ist der 9. Oktober. Der Winter ist nicht mehr fern. Russen, denen sich nun auch die Bulgaren, wohl zwangsläufig, zur Vernichtung der Deutschen anschließen, drängen von Osten her vor. Titopartisanen, die diesen Ausdruck schon lange nicht mehr verdienen, sondern deren Einheiten, darunter besonders die proletarischen Brigaden, einer regulären Armee gleichzustellen sind, stehen auf beiden Seiten und im Rücken der deutschen Einheiten, die, viel zu spät, endlich aus ihren Sicherungsabschnitten herausgezogen wurden und nun, als zusammengewürfelte Kampfgruppen, weit von anderen getrennt, ohne Verbindung zu ihnen, versuchen mußten, sich zurückzuschlagen. Je länger gerade in diesem Raum gehalten wurde, je mehr deutsche noch im Südraum befindliche Truppen herankommen konnten, um so stärker wurde man. Damit aber stieg die Aussicht, doch noch die Heimat zu erreichen. Diese Erwägungen veranlaßten ihn, den Angriff nochmals zu wagen. Dabei hoffte er und wünschte es sehnlichst, daß seine beiden Schützenkompagnien in dieser Nacht noch herankommen möchten. Mit seinem ganzen in kritischen Lagen schon oft bewährten Bataillon konnte er den Teufel aus der Hölle holen, waren also nicht auch die Sowjets aus Lapovo zu vertreiben? Aber keinen Grenadier wollte er etwa leichtfertig opfern. Daher sollte die Artillerie den Angriff gründlich vorbereiten.

Als der Tag graut und dichte Nebel im Moravatale wallen, geht die 7. Kompagnie erneut auf Lapovo vor. Etwa vierhundert Meter westlich der schnurgeraden von Süden nach Norden verlaufenden Straße am Westrand des Dorfes bleibt sie gedeckt liegen. Ein weißes Leuchtzeichen steigt zitternd empor. «Hier sind wir!» meldet es nach rückwärts.

Fast gleichzeitig hallen viele Abschlußknalle herüber. Fauchend ziehen die Granaten ihre Bahn zum Feind. Die Männer mit den übernächtigten Gesichtern pressen sich fester an den kalten Boden. Doch keine Kurzschüsse schlagen ein, wie mancher gefürchtet hatte. Alle Granaten krepieren inmitten der Häuserzeilen vor ihnen. Hellgraue Rauchfontänen steigen überall auf. Widerliches Krachen folgte, das zu anhaltendem Donner wird. Dies wirkt anfeuernd auf die abwartenden Angreifer, deren Nerven gespannt sind wie die Sehne einer Armbrust. Sie folgen den vorausgehenden Gruppenführern. Noch immer ziehen die eigenen Granaten ihre Bahn über sie hinweg auf den verhaßten und gefürchteten Feind, dessen grauenvolles Erwachen sie sich mit diabolischer Freude ausmalen. Nun tauchen die zerschossenen Häuser, zwischen denen noch immer Geschöß auf Geschöß einschlägt, vor ihnen aus dem Nebel auf. Wieder steigen weiße Leuchtzeichen senkrecht hoch. Fast gleichzeitig melden damit die beiden Züge und der Kompagnietrupp, daß sie sich an die Feuerwalze herangearbeitet haben und

in der «Sturmausgangstellung» befinden. Frei läßt das Artilleriefeuer vorlegen. Die Masse der Granaten kriecht nun im Bahnhofgelände.

Die Grenadiere springen auf. Geduckt hasten sie vorwärts. Schon erreichen die ersten die Häuserzeile am Westrand der Straße. Sie ist feindfrei. Gruppenweise preschen die Soldaten hinüber. Dichter stinkender Qualm brennender Gebäude deckt sie dabei. Dann verhalten sie kurz, schöpfen Atem und bereiten sich zum gefürchteten Häuserkampf vor, bei dem der Verteidiger stets im Vorteil ist, den die sowjetischen Soldaten besonders gut zu nutzen wissen. Sie sind Meister im Anwenden von Listen und Finten, dabei zäh, ausdauernd und halten ihre Stellungen wirklich bis zum letzten Atemzuge.

Die Grenadiere der 7. Kompanie laden ihre Waffen durch. Handgranaten werden fertig zum Wurf gemacht. Die kurzen Spaten stecken griffbereit im Koppel vor dem Körper.

«Verbindung untereinander halten!» brüllt der Kompanieführer ihnen zu und «Durchstoßen bis zur Bahnlinie!»

Als das eigene Artilleriefeuer nachläßt und schließlich aufhört, stoßen die Männer in den Straßen vor. Sie stolpern über Gebäudetrümmer, gehen so dicht an den Hauswänden, daß ihre Ärmel daran entlangstreichen, ducken sich bei verdächtigen Geräuschen in Türeingänge, springen über Granattrichter und kommen ohne Feindbeschuß bis an die Bahnlinie. Die Geleise liegen auf einem Damm, wohl zum Schutze gegen Hochwasser der unregulierten Morava.

Als sie dort ihre Waffen in Stellung bringen, wird es rings um sie lebendig. Überschwere sowjetische Granatwerfer schießen. Gewehr-, Mg.- und Mp.Feuer flackert auf und verstärkt sich rasch. Bald liegen sie unter stärkstem Beschuß fest. Keiner kann sich mehr rühren.

«Wollen wir nicht alle vor die Hunde gehen, müssen wir uns absetzen» schreit der Zugführer Adam dem Kp.Führer zu, der am Bahnübergang der Straße nach Svilajnx liegt, wo das Feuer besonders heftig ist. Der schießt ein grünes Signalzeichen: Wir gehen zurück!

Nur die Nebelschwaden, die zu dieser frühen Morgenstunde noch immer sich halten, ermöglichen es der Kompanie, sich vom Feind zu lösen bevor sie vollkommen zusammengeschossen werden konnten.

Feindliche Wurfgranaten erschweren ihr den Rückweg. Motorengerumm aber zwingt sie, das letzte aus sich herauszuholen. Auch die gefährlichen Verwundeten reißen sich zusammen und torkeln zwischen den anderen dahin.

Beim Anblick des grünen Signals sieht der Major auf der Höhe 197 auf die Uhr. «Wir haben getan, was wir konnten. Das Nest kann genommen,

aber nicht gehalten werden.» Mit der Rechten streift er über sein ledernes Gesicht, so daß die welke Haut über den Jochbeinen sich rötet.

«Es ist mehr als zwei Kilometer lang. Solange die beiden anderen Kompagnien nicht heran sind, ist nichts zu machen!» sagte er zu Hauptmann Ratzmann und stopft seine Pfeife mit dem letzten albanischen Tabak.

Der Chef der Mg.Kp. nickt bestätigend. Beide beobachten nach vorne. Bald mußten die Männer der 7. aus dem Dunst auftauchen. Endlich ist es so weit. Gleich Gespenstern kommen die Grenadiere heran, mit glanzlosen, wie erloschenen Augen, in denen noch das überstandene Grauen steht.

«Trotzdem», murmelte Frei, «wollen wir den Brüdern nochmals einheizen». Auf seinen Fernspruch hin orgeln Granaten hinunter zum Gegner. In schneller Folge ziehen sie heulend ihre Bahn. Wieder liegen ihre Einschläge inmitten des Dorfes. Vierundzwanzig Geschütze schießen minutenlang ohne Pause. Nervenzerfetzende Knalle zerreißen die Morgenluft, dröhnen durch die Stille und hallen lange Zeit wie donnerndes Grollen wider. Nun scheint es, als ob die Wucht der Detonationen den Nebel gelichtet und schließlich vertrieben hätte. Ganz klar ist es plötzlich und golden strahlt die Sonne vom hellblauen, wolkenlosen Himmel herab auf die schöne, herbstlich gefärbte serbische Landschaft.

Irgendwo im Hinterland, aber nicht weit entfernt, läuten Kirchenglocken. Feierlich hallt es zu den Soldaten herüber. Die nehmen den Helm ab und lauschen. «Ach, Sonntag ist's», flüstert einer. Minutenlang ist der Krieg aus. Doch dann dringt das Geräusch schwerer Motoren vor ihnen auf. Fast schmerzt es in den Ohren der Soldaten, so kraß ist der Wechsel der Töne.

Der Motorenlärm kommt näher, wird stärker. «Panzer!» ruft jemand. Eine violette Rauchbündelpatrone zischt hoch: «Panzerwarnung».

Erschreckt huschen die Landser in ihre Löcher. Tief stoßen ihre kurzen Spaten ins Erdreich. Jeder Zentimeter Aushub kann Lebensrettung sein.

«Wenn diese mistischen T-34 doch der Teufel holen wollte», Unteroffizier Schlager sagt es und knirscht mit den Zähnen.

«Unsinn, mit denen holt der Satan uns» murmelt der Melder Lorenz und legt seine Panzerfaust zurecht.

«Zu dumm, daß man mit diesen Dingen nur bis dreißig Meter weit schießen kann» meint Schlager, mehr zu sich selber als zu den andern. Auch die Melder des Bataillonsstabes und die Männer der 8. Kp., deren schwere Granatfeuer im Hohlweg dicht hinter dem Gefechtstand stehen, machen sich abwehrbereit. – Stärker wird das Brummen der schweren Panzermotoren.

«Ratzman, die ersten T 34 wieder seit Januar 1943 an der Wolga – in

Stalingrad!», grollend stellt es Frei fest. «Wer hätte jemals gedacht, daß wir ihnen hier im Südosten wieder begegnen würden?» Dann meldet der Major die neue Feindlage telephonisch der Ortskommandantur in Kragujevac.

«Die Herren dort hinten, bisher vom Kriege verschont geblieben, sollen wissen, wie weit es nun ist und spüren, was nun auch ihnen bevorsteht!» Erwartungsvoll und gespannt liegen die Männer in ihren Deckungen. Sie sind abwehrbereit und lauschen mit gespitzten Ohren. Sie haben die Helme abgenommen, um besser zu hören. Mal stärker mal schwächer dringt das Brummen fahrender Tanks zu ihnen. Endlich müssen doch die Kampfswagen mit ihren plump geformten Türmen vor ihnen auftauchen, müssen die dreckgrauen Geschützrohre sich über den goldgelben Maiskolben, an denen rötlichbraune, lange Fäden hängen, schwankend näher schieben, drohend, jederzeit schußbereit.

Da werden einzelne sichtbar. Hier, dort, weiter rechts, da links. Etwa sechshundert Meter sind sie noch entfernt.

«Sie kommen!» brüllt jemand. Gespannt beobachten nun alle. Ohne Helm schieben sie ihre Köpfe bis zur Augenhöhe über den mannshohen Kukuruz, der sie gegen Feindsicht deckt. Sie wissen längst, wie wenig die Panzerbesatzungen in ihren fahrbaren Metallsärgen von der Umwelt sehen können (jeder Soldat sollte, um dies selbst festzustellen, einmal in einem Panzer gesessen haben. Er würde seine «Panzerfurcht» verlieren)! «Da – jetzt bleiben sie stehen» sagt unnötigerweise ein Grenadier. Die sowjetischen Panzer haben sich bis auf günstige Schußentfernung den deutschen Stellungen genähert. Nun halten sie an, gedeckt durch den Mais. Nur ihre Geschützrohre, die drohend auf die Deutschen gerichtet sind, sind zu sehen. Einzelne Rohre bewegen sich unhörbar zur Seite. Fällt ihnen die Zielwahl schwer?

Ruhe herrscht auf beiden Seiten. Aber sie ist nur scheinbar, denn russische Infanteristen, die den Panzern gefolgt waren, erklettern jetzt die Zwetschgenbäume in der Nähe der Tanks, deren noch voll belaubte Äste gerade in Kukuruzhöhe am Stamm ansetzen. Die Baumschützen sind gewandt wie Katzen. Kein Zweig bewegt sich bei ihrem Hochklettern. Zweig- und Laubgewirr der Bäume verbergen die Nahsicherungen der halbblinden Panzerbedienungen. Damit ist jede Annäherung an die Feindpanzer ausgeschaltet und damit auch der Beschuß mit der Panzerfaust. Diese Taktik wenden die Sowjets seit Einführung der Panzernahkampfmittel in der deutschen Armee an, wo das Gelände sie zuläßt.

Aus einzelnen Panzergeschützrohren zuckt fahlrotes Feuer. Der Feind streut nur das Gelände ab. Er schießt auf «Verdacht». – Frei fordert erneut Artilleriefeuer an. Aber die Panzer verändern nur ein wenig ihren Stand-

ort, um dessen Wirkung abzuschwächen. – Der erwartete russische Infanterieangriff erfolgt nicht. Der Tag neigt sich dem Ende entgegen, und die Spannung bei den deutschen Grenadieren läßt nach. Vereinzelt schlagen Granaten ein. Auch die Stalinorgel gibt zwei Salven ab. Wie durch ein Wunder treten keine Verluste ein.

Als es dunkel ist, verlegt Frei seinen Gefechtstand weiter zurück in eine Mulde. In einer Häusergruppe richtet sich der Stab für die Nacht ein. Dabei meiden die Soldaten ein landwirtschaftliches Anwesen, in das eine russische Granate den Tod brachte. Betreten sehen sie auf die gräßlich verstümmelte Leiche einer Frau. Schweigend helfen sie dann dem gegen die Sowjets Verwünschungen ausstoßenden Serben, einem alten Bauern mit zerfurchtem Gesicht, bei der Beerdigung.

Inzwischen trifft beim Bataillon Mannschaftsersatz aus Kragujewac ein. Es sind junge Soldaten der Luftwaffe, die, aus Griechenland kommend, aus dem Transportzug geholt und nach vorne geschickt worden waren. Während der Nacht frieren diese jungen Kerlchen jämmerlich in ihren Tropenuniformen. Ihre Glieder schlottern vor Kälte, vielleicht auch vor Angst. Sie haben keinerlei Erfahrung im Infanteriekampf. Bei der Fronttruppe sind sie nicht zu verwenden. Für diese stellen sie nur eine Belastung dar. Man hätte sie eben viel früher schon in kleinen Gruppen auf die alten fronterfahrenen Kompagnien aufteilen sollen. Jetzt aber ist es zu spät dazu.

Frei denkt voller Sorgen an den kommenden Morgen. In ihm brennt der Gedanke an seine beiden Schützenkompagnien, die noch immer fehlen. Sie müßten schon längst heran sein. So fährt er mit seinem Beute-Fiat nach Kragujewac. Er kann jedoch nichts über sie erfahren. Aber andere Truppenteile sind dort inzwischen eingetroffen. Auch ein Oberst von einem leichten (Jäger) Regiment ist angekommen. Frei wird ihm vorgestellt und soll ihm zunächst unterstellt werden. Fast hörbar atmet der Major auf. Da der Oberst über mehrere Kompagnien seines Regiments, das sich ebenfalls auf dem Transport befindet, bereits verfügt und die anderen erwartet, müßte sich die Lage für die deutschen Einheiten in diesem Raum nunmehr stabilisieren. Doch es kommt, wie meist im Kriege, ganz anders.

Als die beiden Offiziere am nächsten Tage in der Frühe sich vorne am Feinde treffen und die weitere Kampfführung besprechen, wird ihnen gemeldet, daß durch zwei italienische Beuteflugzeuge, die Luftaufklärung geflogen hatten, eine Kolonne von etwa achthundert Motorfahrzeugen festgestellt worden war, darunter auch schwere und leichte Panzer. Diese Kolonne, die sich mit mäßiger Geschwindigkeit von Osten her dem Moravatale nähert, war um 0900 Uhr noch rund sechzig Kilometer von Svi-lajnac (etwa 6 km NW Lapovo) entfernt.

Die beiden Offiziere lesen die Meldung zweimal. Dann studieren sie ihre Karten.

Diesen neuen starken Feindkräften haben sie nur sehr wenig entgegenzusetzen. In aller Eile werden die Vorbereitungen getroffen, diesen Stoß zunächst einmal aufzufangen.

Schnell zusammengestellte Kampfgruppen besetzen zur Sicherung die vom Flußtale nach Westen führenden Straßen. Das Zwischengelände kann infolge Kräftemangels nur stützpunktartig verteidigt werden. Kampfkräftige Spähtrupps halten die Verbindung innerhalb der eigenen Linien.

Zu Frei kommen Teile einer Panzerjägerkompagnie. Mit denen fährt er vor bis Batocina. Getarnt gehen die Geschütze zwischen den zerschossenen Gebäuden des Dorfes in Stellung. So stehen sie seitlich vorwärts der Besetzungen auf der Höhe 197 und damit tief in der linken Flanke des Feindes auf der Höhe, ohne jedoch auf ihn wirken zu können, solange er nicht angreift. Die Geschütze bleiben in Lauerstellung. Ihre Bedienungen treffen gründlich alle Vorbereitungen, um den gemeldeten Feind gebührend zu empfangen.

Vor den beiden Kompagnien des 2. Bat. ist die Lage noch immer unverändert. Artilleriefeuer liegt auf dem ganzen Abschnitt. Zwischen den unregelmäßigen Granateinschlägen krepieren die Geschosse überschwerer Granatwerfer. Auch die Stalinorgel schießt zweimal auf die Höhe. Ihre teuflischen Fluggeräusche deprimieren die jungen Luftwaffensoldaten. Auch das Artilleriefeuer strapaziert deren «Heldentum».

Aber diese altgewohnten Dinge steigern die Aktivität der Grenadiere. Untätiges Herumliegen und auf einen Volltreffer ins Loch warten ist nicht ihre Sache. Einzelnen und in kleinen Trupps machen sie sich an die Bekämpfung der sowjetischen Panzer. Trotz der unangenehmen Baumschützen schleichen sie sich an. Wie Füchse gleiten sie durch die noch taufeuchten Maisstengel, so nahe, bis die ungetümmten T 34 sichtbar werden. Mit wildpochendem Herzen verharren sie dann. Nun ein paar rasch aufeinander folgende Schüsse auf die dunklen Stellen in den Zwetschgenbäumen ringsum. Ein kurzes Aufrichten des Panzerfaustschützen – grobes Anrichten – Abschuß. Schnellstes Zurückziehen durch knackendes Kukuruzstroh. Dabei mehrmaliges Hakenschlagen bis in relativ sichere Entfernung vom brennenden Panzer. Erlöstes Aufatmen.

Ein Fähnrich zur See, in blauer Marineuniform, zeichnet sich bei diesen Einzelkämpfen durch besonderes Draufgängertum aus. Er beweist einen geradezu gefährlichen Mut. Vier Tanks erledigt er auf ähnliche Weise allein in kurzer Zeit. Dabei war er mit anderen Marineangehörigen zusammen von der griechischen Küste aus nach Fiume auf dem Landwege

in Marsch gesetzt worden, aber in Kragujewac abgefangen und zum Infanteristen geworden.

Seitlich von diesem Seemann, der bereits den fünften Panzer angeht, am abfallenden Hang, angelehnt an eine dichte Hecke, die sich feindwärts hinzieht, liegt seit Stunden die Gruppe Schlager im Mg.- und Pakfeuer fest. Keiner der sieben Männer kann auch nur den Kopf ein wenig heben, ohne eine Geschoßgarbe auszulösen. Und doch mußten sie in dieser Stellung ausharren, um ein Vorstoßen des Feindes in der rechten Flanke zu verhindern. Endlich, es ist schon gegen Mittag, läßt der Beschuß nach. Schließlich hört er ganz auf. Sollte der Gegner zurückgegangen sein?

Unteroffizier Schlager gleitet ein Stück hangaufwärts. Ein paar Männer folgen ihm. Alles bleibt ruhig. An dem deckenden Schlehdorn schiebt sich der Unteroffizier weiter vor. Noch immer schweigen die feindlichen Waffen. Nun robbt er vorsichtig nach vorne. Er muß nahe an der sowjetischen Stellung sein. Plötzlich kniet er ruckartig auf. Scharf späht er umher. Vor Erstaunen bleibt er in seiner Körperhaltung. Keine dreißig Meter vor ihm sitzen und knien die russischen Mg.- und Pak-Bedienungen und reinigen ihre Waffen. Sie tun es so sorglos, als seien sie bei einer Friedensübung.

«Handgranaten vor!» heißt das Zeichen, das Schlager seinen Männern gibt. Vorsichtig werden sie ihm zugereicht. Ein wenig zittern seine Hände, als er sie wurfbereit macht. Inzwischen arbeiten sich die Grenadiere zu ihm heran. Ein Blick zu ihnen nur und eine entsprechende Kopfbewegung, dann schleudert er die Eiergranaten schnell hintereinander, im hohen Bogen, um ein Ablenken durch die Maisstengel zu verhindern, auf den ahnungslosen und vollkommen überraschten Gegner. Zugleich mit der letzten Detonation springen die Landser auf. In wenigen Sekunden ist der Feind niedergemacht. Pak und Mg. sind erbeutet; Lauf und Rohr zeigen nun in entgegengesetzte Richtung.

Auf der Höhe 197 brennen fünf Panzer. Stinkender Qualm wälzt sich träge am Boden dahin. Munition brennt ab. Ein Turm fliegt hoch und klatscht dumpf auf die Erde. Maisstroh fängt Feuer. Große Teile des Feldes gehen in Flammen auf.

Doch all die Tapferkeit der wenigen Soldaten ändert die Gesamtlage nicht. Nahezu pausenlos schießen die sowjetischen Geschütze verschiedener Kaliber. Verwundete fallen an. Tödlich Getroffene verröcheln. In einer Sandkuhle verrichten Arzt und Sanitätssoldaten ihre blutige Arbeit.

Die Häuser in Batocina verwandeln sich allmählich in Trümmerhaufen. Geröll, Telegraphenstangen und Leitungsdrähte, Bäume, tote Menschen und Tiere versperren die Dorfstraße.

Frei spricht telephonisch mit dem Oberst in Gradac. Oft muß er das Gespräch unterbrechen.

«Achtung – Einschlag in nächster Nähe» sagt er nur und duckt sich tief ins Loch nieder. Ein Granatsplitter zerfetzt ihm die Mütze, ohne den Kopf zu verletzen. Da setzt er endlich den Helm auf, der beim Telephonieren so hinderlich ist.

Als der Major wieder sprechen kann, meldet sich ein General am andern Ende der Leitung. Er war aus Griechenland gekommen und hatte die Führung sämtlicher gemischt zusammengesetzter Verbände in diesem Raum übernommen. Barsch unterbricht er Frei und verlangt den sofortigen Angriff auf Lapovo.

Vergeblich versucht Frei, dem General die Aussichtslosigkeit des Unternehmens zu beweisen. Doch der unterbricht ihn.

«Sie haben mehr als zweitausend Granaten auf Lapovo verschossen. Der Feind dort muß dadurch vollkommen dezimiert und deprimiert sein!» sagt er mit gehobener Stimme.

«Ich aber brauche Infanterie, Herr General. Mit einer ebenfalls dezimierten und auch deprimierten Schützenkompanie kann ich einige Häusergruppen nehmen, aber niemals halten.»

«Ich schicke Ihnen zwanzig italienische Beutepanzer zur Unterstützung des Angriffs. Bereiten Sie inzwischen alles andere vor!»

«Auch damit kann die Ortschaft nicht gehalten werden!»

Tiefes, heftiges Atmen klingt in der Hörmuschel.

Betreten sehen die Melder auf Frei. Dessen Mundhöhle ist wie ausgetrocknet. Auf der Zunge hat er einen bitteren Geschmack.

«Die Panzer werden sofort in Marsch gesetzt. Nach kurzer Bereitstellung ist anzugreifen.»

Zwar dulden diese Worte keinen Widerspruch. Frei hat sich zu fügen. Aber er gibt noch nicht auf.

«Dann muß ich Herrn General bitten, persönlich nach vorn zu kommen und Einblick zu nehmen.»

Und der General kommt – Frei ist auf alles gefaßt. Er jagt einen Melder an die Straße, der den Offizier einweisen soll. Doch der Wagen fährt an ihm vorbei nach Batocina und wird dort zusammengeschossen. Ein Begleitoffizier wird schwer verwundet. Dem General gelingt es, unverletzt davon zu kommen. Sein Gesicht ist finster, als er Freis Meldung entgegennimmt.

In dem hüfthohen Deckungsloch stehen sich beide gegenüber. Mit verschlossenem Gesicht gibt der Major den Befehl zum Angriff. Schwankend setzen sich die leichten italienischen Panzer mit den deutschen Besatzungen in Bewegung. Die schwachen Schützengruppen hängen sich dahinter. Sie

suchen so Schutz, setzen sich aber gleichzeitig dem feindlichen Abwehrfeuer gegen die Tanks aus. Und die sowjetische Pak schießt sehr genau. Schon kurz nach dem Anfahren brennen acht Panzer. Dazu setzt stärkstes Gewehr- und Mg.feuer ein, dazwischen rattern Maschinenpistolen. Es ist, als ob der Feind auf das Vorgehen der Deutschen nur gewartet habe und es nun mit seinem konzentrierten Beschuß zum Stehen zu bringen entschlossen sei.

Jede Bewegung auf deutscher Seite erstarrt. Die Grenadiere pressen sich an die Erde, die Panzer stoppen, drehen auf der Stelle, versuchen seitlich auszuweichen und zurückzufahren.

Dicht neben Frei und dem General bekommt ein eigener Tank einen Volltreffer. Ein Panzerschütze klettert brüllend aus dem Turm. Sein linker Oberschenkel ist nur noch ein kurzer Stumpf, aus dem das Blut schießt. Neben den beiden bricht der junge Soldat zusammen. Sein Gesicht ist vom Tode gezeichnet. Schon beginnt die Pupille seiner braunen angstvoll flatternden Augen die scharfe Umrandung zu verlieren und in die Iris überzugehen. Mit letzter Kraft umschlingen seine kaltschweißigen Hände die Rechte des Majors.

(Schluß folgt)

Aus ausländischer Militärliteratur

/ Neuzzeitliche Genieprobleme

In einem Artikel über die Genietruppen erwähnt General Bruce C. Clarke in «Military Engineer» unter anderem auch eines der vielen ungelösten Probleme, welche die Erhaltung der Beweglichkeit moderner Truppen betreffen, nämlich die Räumung oder Durchquerung jener großen Hindernisse, welche Wälder und Ortschaften im Atomkrieg darstellen. Die Erstellung von Gassen durch solche großräumige Hindernisse bedingt die Entwicklung neuer Maschinen oder Geräte, welche den Genietruppen der Kampfformationen zugeteilt werden müssen.

Ein weiteres, völlig neue Aufgaben stellendes Problem ist der Flußübergang im Atomkrieg, da bekanntlich die bis heute üblichen Material-, Menschen- und Gerätekonzentrationen um einzelne Brückenstellen unhaltbar werden. Bis jedoch ein allen Land-, Sumpf- und Wasserverhältnissen gewachsenes Cross-Country-Panzerfahrzeug entwickelt ist, liegt wohl das Schwergewicht auf einer Vielzahl Fähren, im Einsatz von amphibischen Fahrzeugen und auf dem Einbau noch rascher erstellbarer Brücken.